

Im Felix Meiner Verlag erscheinen folgende Zeitschriften und Jahrbücher:

- Archiv für Begriffsgeschichte
- Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft
- Aufklärung, Interdisziplinäre Zeitschrift für die Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte
- Zeitschrift für Kulturphilosophie
- Hegel-Studien
- Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung

Ausführliche Informationen finden Sie im Internet unter »www.meiner.de«

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-1917-6

ISSN 167-4399

© Felix Meiner Verlag 2010. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Münzer«, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. www.meiner.de/dnfb

Ulrich Johannes Schneider

ÜBER DAS STOTTERN IN GEDANKEN.

Gegen die Begriffsgeschichte

I.

Es heißt, man schreibe Begriffsgeschichte: Im Grunde jedoch ist es eine Bewegung des Lesens, die uns von Begriffen sprechen läßt. Begriffe gibt es nicht, sie müssen aus Texten herausoperiert werden, was seit dem Mittelalter durch entsprechende Lektüretechniken bewerkstelligt wird. Man unterstreicht, man wiederholt am Rand, man trägt in ein Register oder eine gesonderte Liste Wörter ein, die des Nachdenkens Wert erscheinen. So transformiert sich der durchgeschriebene Text in eine Liste von Wörtern, von denen einige eigene Kommentare nach sich ziehen und so zu Begriffen werden. Diese Bewegung der Lektüre ist eine Bewegung der *Aneignung*: Der ursprüngliche Text ist das Opfer solcher Operationen, die einen rhetorischen oder logischen Zusammenhang des Autors durch einen terminologischen Zusammenhang des Lesers ersetzt.

Man mag einwenden, daß schon der Autor einer philosophischen Schrift die Begriffe übernommen hat, daß er sie bringt, weil er sie zuvor gelesen hat und also als Begriffe versteht. Gleichwohl geht ein philosophischer Text anders mit Begriffen um als ein begriffshistorischer Text. Die Operation der Begriffsgeschichte unterbricht den Fluß der philosophischen Rede, sie behauptet ihren eigenen Text als etwas Eigenes und tilgt zugleich das, was die Philosophen untereinander unterscheiden mag. Die Zuspitzung dieser Überschreibung der Philosophie besteht darin – wie besonders an historischen Begriffslexika zu beobachten –, daß die spezifische Lektüre, welche Begriffe bei unterschiedlichen Autoren als unterschiedliche Definitionen derselben Sache belegt, einen poetisch-hervorbringenden, nicht einen rezeptiv-verstehenden Akt konstituiert. Begriffsgeschichte wird so geschrieben, daß die philosophischen Texte in ihrer eigensprachlichen Macht depotenziert und ihre Begriffe gewissermaßen bloßgestellt und damit faßbar werden. Es wird suggeriert, daß unterschiedliche Autoren dieselben Begriffe unterschiedlich definiert hätten und daß eben das der Zweck ihres Schreibens gewesen sei. Begriffsgeschichte befreit auf diese Weise die Sprache der Denker zu einer kontinuierlichen Rede, einer Rede allerdings als Textur, nicht als Aussage. Es ist eine Rede ohne Stottern, und eine gelungene Begriffsgeschichte ist gerade dadurch ausgezeichnet, daß sie noch den marginalsten Belegen eine Sprachmächtigkeit verleiht, die der Arbeit mit Begriffen durchweg abgeht.

Wenn Aristoteles am Ende des ersten Buchs seiner *Metaphysik* schreibt, frü-

menhängende Rede zu bringen verspreche, hat er diese Hoffnung auf bruchlose Rede prominent und einflußreich artikuliert. Zugleich hat er die Vorzüge der Präzision im Vokabular und der Flüssigkeit in der Rede für sein eigenes Schreiben reserviert. Aristoteles war damit der erste Autor einer jahrhundertelangen Reihe von europäischen Denkern, die zwar anerkennen, daß Begriffe bereits vor ihnen existieren und auch zirkulieren, die jedoch zugleich verlangen, daß sie aber undefiniert werden müssen und nur in dieser transformierenden Aneignung gültigen Sinn erhalten. Das ist in derjenigen Literatur, die wir als philosophische schätzen, eine häufig vorkommende Figur, und gerade der Blick in die Geschichte zeigt: Das Privileg der eigenen Denkkraft wird eben damit beglaubigt, daß durch – nicht selten radikale – Umdeutung vorliegender Rede sich neue Wahrheit konstituiert.

Anders gesagt: Die in der Umdeutung eingeschlossene Abwertung früheren oder alternativen philosophischen Ausdrucks trennt die Texte der Philosophen scharf voneinander. Kaum je hat sich ein Philosoph anders als durch die Abweisung anderer Denker präsentiert, durch Behauptung der Inkonsistenz anderer Rede, ja der Stigmatisierung fremder Rede überhaupt. Und noch Kant, der in Begriffen wie »Apriori« oder »transzendental« den Anschluß an Traditionen philosophischer Terminologie suchte und Innovation zu vermeiden suchte, hat eben darin seinen Jargon bis hin zur Unverwechselbarkeit geprägt. Begriffe sind wie Steine in der Mauer der Denkgebäude, sie sind gerade als appropriierte – als eigens zurechtgehauene – besonders fest implantierte Stücke geistigen Eigentums, bis hin zur eigensinnigen, ja geradezu privatsprachlichen Definitionen etwa bei Heidegger und seinem Begriff des »Denkens« oder bei Foucault und dessen Begriff der »Rede« (*discours*).

Die begriffsgeschichtliche Operation der zusammenziehenden Lektüre übergeht alle Formen und Formationen des Schreibens und lenkt den individuell artikulierten Redefluß in eigene Kanäle um. Das Verfahren hat man oft mit dem Hinweis zu rechtfertigen versucht, Begriffe machten uns denken und erschlossen die Welt. Wer »logisch« argumentiert, wird geschichtlich konstituierte Verschiedenheit immer perhorreszieren. Gewiß sind Begriffe Kategorien des allgemeinen Begreifens oder weithin benutzte welthaltige Namen, und gewiß meinen sie in jedem Fall erheblich mehr, als in irgendeinem Text ausgesagt werden kann. Der Einsatzpunkt der Begriffsgeschichte ist dieser Überschuß an Bedeutung, am einfachsten dadurch belegt, daß Begriffe nicht auf einzelne Texte beschränkt werden können, sondern sozusagen zwischen ihnen lebendig bleiben. Die Operation der Begriffsgeschichte aber besteht im exklusiv identifizierenden Zugriff auf die Begriffe, der so tut, als ob sie zwischen den Texten eine stabilere Existenz als in diesen selbst besäßen.

Aber wer eigentlich sagt uns, daß es sich so verhält? Woher wissen wir, daß Begriffe aus ihren Texten in solcher Weise herausragen, daß sie sich der pflückenden Hand des Historikers gleichmäßig anbieten? Begriffe sind Teile eines Vokabulars, das zuerst ein Vokabular eines Sprechers ist, der durch Neu- oder

Umdefinitionen sich bemüht, gerade nicht seiner Lektüre zu verfallen, nicht zu wiederholen, sondern sich zu differenzieren, durch Differenzierungsakte abzusetzen. Diese Akte der selbst-identifizierenden Distanzierung werden in der Begriffsgeschichte unsichtbar gemacht, sie werden überlesen, oder genauer: überschrieben. Es ist ein schöner Schein, der uns bei der Lektüre des *Historischen Wörterbuches der Philosophie* den Eindruck vermittelt, philosophische Begriffe hätten jahrhundertlang darauf gewartet, in einen Text zu gelangen, der jede störende Eigenart der ursprünglichen Autorrede abgestreift und die wahre Selbständigkeit der Begriffe endlich zur Sprache bringt.

II.

Stellen wir uns vor, wir seien ein einzelnes Wort, das nicht selten ist und das von gelehrten Menschen benutzt wird. Wir befinden uns im grammatischen Zusammenhang einer Schrift, die vielleicht den logischen Zusammenhang einer Argumentation abbildet, der wiederum vielleicht den psychischen Zusammenhang einer gewonnenen Einsicht ausdrücken soll. Wir sind aber durch diese Zusammenhänge, in die wir eingebettet sind, nicht davor geschützt, von Lesern aufgegriffen und der Schrift gewissermaßen entfremdet zu werden. Was kann uns geschehen?

Die Techniken der Buchdruckkunst und des akademischen Unterrichts wirken zusammen, um verschiedene Verfahren zu gestalten, Textzusammenhänge aufzulösen. Zwei grundsätzliche Weisen existieren, solche Auflösung zu bewerkstelligen, einmal das systematische Verständnis und zum anderen ein eher historisches Verständnis. Das sind natürlich Verfahren, die nicht zu allen Zeiten in Anwendung waren, sie können hier aber plastisch illustrieren, worin *Skylla* und *Charybdis* der modernen europäischen Lektüretechniken bestehen. Gehen wir beispielsweise an den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück und vergleichen wir Gregor Reisch und Nanus Dominicus Mirabellius. Der eine veröffentlicht ein enzyklopädisches Werk der Wissensgliederung und nennt es *Margarita Philosophica*. Der andere schreibt ein Lexikon und nennt es *Polyanthea*. Die Begriffe im systematischen Verständnis von Reisch, wie man es abgekürzt und modernistisch benennen kann, gehorchen einer disziplinären Logik: Der Grammatiker macht dieses, der Mathematiker jenes. Der Dialektiker kennt andere gedankliche Operationen als der Musiker etc. Begriffe werden zum Funktionselement von Operationen, die mehr oder weniger methodisch genannt werden können.

Auf der anderen Seite das Lexikon von Mirabellius, welches die Begriffe als Wörter einer Sprache nimmt und sie in einen Zusammenhang mit anderen Wörtern setzt. Hier gibt es keine unschuldigen Begriffe: Alles wurde schon einmal gesagt, es gibt viel zu zitieren.

Wir sind also als ein philosophischer Begriff vor die Wahl gestellt, entweder in einem systematischen Verständnis zu überleben oder in einem philologischen

aufzugehen. Wir dürfen wählen zwischen der methodischen Funktionalisierung und der rhetorischen Historisierung. Wir werden einmal in ein Denken eingebaut und zum anderen in ein Meinen, und wir stellen so die Antwort auf die Fragen dar: Was bedeutet das bzw. wie ist es definiert? Und andererseits: Wer sagt etwas wie und wo?

Diese grobe Vereinfachung übersieht absichtlich, daß beide Interpretationsrichtungen selten rein und getrennt voneinander auftreten. So sollte man genauer sagen, die These, nach der die Begriffsgeschichte eine Operation nicht der Lektüre darstellt sondern des Schreibens, mit einer zweiten These verbunden werden muß, die besagt, daß die Operationen begrifflicher Rekonstruktion schon früh, und nicht erst seit dem 18. oder 19. Jahrhundert, in doppelter Form wirksam werden, nämlich einmal als Funktionalisierung und zum anderen als Historisierung. Man kann im 17. Jahrhundert Bayle und im 18. Jahrhundert Brucker lesen, und wird feststellen, daß schon damals Mißverständnisse vielfach abgewehrt werden mußten, die ganz offenbar mit starken Interpretationen des philosophischen Vokabulars verbunden waren. Autoren wie Bayle oder Brucker, die daran arbeiteten, Philosophen so zu rekonstruieren, wie sie sich selber ausdrückten, stehen zwar ganz offensichtlich auf der Seite der Historisierer, beweisen aber durch ihre Argumentationen selbst die Existenz von Funktionalisierern, die damals noch weitgehend aus dem theologischen Bereich kamen.

Heute wird man in den Operationen der Begriffsgeschichtsschreibung sowohl das funktionalistische wie das historistische Moment in einem gewissen Gleichgewicht antreffen. Ein Begriffshistoriker, der sowohl literarisch gebildet wie logisch begabt ist, wird immer einerseits darauf achten, daß Begriffe über den Text hinaus eine gewisse gedankliche Relevanz besitzen, die sie im Lichte aktueller Philosophie interessant erscheinen läßt. Er wird andererseits darauf achten, nur solche Begriffe näher zu behandeln, die eine gewisse Erbschaft mit sich bringen und sich also auf andere Begriffe der philosophischen Sprache gut beziehen lassen. Man wird also die Vereinigung oder den Ausgleich beider Operationen als Übersetzung bezeichnen müssen, denn es geht ja darum, Begriffe einerseits als relevante Wörter der philosophischen Sprache auszuzeichnen und andererseits – und eben gerade deswegen – ihre literarische Realität und Veränderbarkeit zu behaupten.

Viel hängt davon ab, wie stark sich das Gleichgewicht der beiden Erkenntnisinteressen der Begriffsgeschichte – das an Definitoin und das an Rekonstruktion – entfalten kann, wie abgewogen und begründet die Übersetzung durchgeführt wird. Hier unterscheiden sich buchlange Studien, wie sie im deutschen Sprachraum im *Archiv für Begriffsgeschichte* Platz finden, von den zu Belegstellenregistern verdichteten Artikeln des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie*, wie beispielsweise der Text über »Lust, Freude«. Dieser Artikel hat eine längere Passage über die Antike und differenziert in der Moderne den Begriff im Durchlauf einer Galerie großer Denker. Der 1980 geschriebene Artikel scheint

ein typisches – vielleicht etwas krudes – Beispiel für das begriffshistorische Operieren im Ausgleich der sachhaltigen und historisch-philologischen Definition von Begriffen zu sein. Wir lesen im Abschnitt über die neuzeitliche Auffassung des Begriffs zuerst eine Definition von Descartes, aus seiner Schrift *Passions de l'âme*, die auf Deutsch gegeben wird, weshalb der Leser nicht erfährt, daß hier im Französischen das Wort *joye* heißt. Der Begriff bei Spinoza, welcher als nächstes zitiert wird, lautet lateinisch *laetitia*. Bei Leibniz wird in den *Neuen Abhandlungen* Lust als »ein Gefühl der Vollkommenheit« definiert, und wenn der Leser im französischen Originaltext nachschauen könnte, würde er wissen, daß hier das Wort Lust dem französischen *plaisir* entspricht.

Im Artikel »Lust, Freude« ist eine längere Passage über Kant und das Gefühl der Lust und Unlust in dessen *Kritik der Urteilskraft* das Scharnierstück, nach dem es mit einer rein deutschen Tradition weitergeht: Schiller, Schopenhauer, Nietzsche, Scheler. Erst später springt die Begriffsanalyse zurück ins 18. Jahrhundert und dort zu Locke und Hume. Deren Texte werden wiederum auf Deutsch und wiederum ohne Angabe der originalsprachlichen Termini gegeben, was die Tatsache verschleiert, daß Locke von *desire* spricht und Hume von *pleasure*.

Man sieht den Übersetzungsprozeß deutlich in Arbeit: Die allgemeine Bedeutung des Begriffs kann nur aufrechterhalten werden, wenn er aus der deutschen (kantischen) Sprache in andere Sprachen wie die englische und die französische und dort wiederum in mehrere Begriffe übersetzt wird, bzw. wenn diese verschiedenen Begriffe in den deutschen Ausdruck »Lust« übersetzt werden. Erst durch diese Übersetzungsoperation gewinnt der Begriff eine breite Textbasis, denn nun findet er sich in vielerlei Gestalt überall vertreten und bei allen großen Denkern lassen sich einschlägige Stellen dazu finden. Wahrscheinlich ist der Artikel im *Historischen Wörterbuch* kein besonders guter Artikel; ganz sicher ist der Begriff der »Lust« ein schwieriger Kandidat jeder Begriffsgeschichte. Aber das Beispiel zeigt deutlich, daß die Übersetzung eine Interpretationsleistung ist, welche die alten Texte in die Gegenwart ihrer begriffsgeschichtlichen Gleichschaltung zieht.

Die begriffsgeschichtliche Brutalität hat eine (deutsche) Vorgeschichte in den Übersetzungen des 19. Jahrhunderts. Denn die meisten Übersetzungsoperationen des *Historischen Wörterbuchs* sind nicht erst Maßnahmen der Begriffshistoriker aus dem späten 20. Jahrhundert. So wurden beispielsweise schon die Spinoza-Übersetzungen des 19. Jahrhunderts kantianisiert, insofern das spinozistische Begriffspaar »Freude–Trauer« (*laetitia–tristitia*) durch das Begriffspaar »Lust–Unlust« ersetzt wurde. Die Übersetzungspraxis des 19. Jahrhunderts war allerdings insofern inkonsequent, als entsprechende Passagen in den deutschen Ausgaben der Werke von Descartes und Leibniz nicht gleichermaßen kantianisiert wurden. Weil Spinoza noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ungleich wichtigere Rolle spielte als Descartes oder Leibniz, war seine Sprache übersetzungsanfällig. Man wollte ihn als Zeitgenossen lesen und hat ihn ent-

sprechend verdeutscht. Ähnlich wird heute im Westen hauptsächlich solchen arabischen oder chinesischen Begriffen Aufmerksamkeit gezollt, die in irgendeiner Weise übersetzbar erscheinen. Die Übersetzung eines Begriffs bezeugt ein Interesse an ihm und zugleich seine Distanzierung als Element eines anderssprachlichen Kontextes.

III.

Gibt es eine Alternative? Gibt es die Möglichkeit, Begriffsgeschichte zu schreiben, ohne in die Dialektik der Übersetzung zu geraten, ohne das innere Stottern des philosophischen Texts zu überspielen? Es wäre eine radikale Abkehr von jeder verknappten Art der Begriffsgeschichte zu empfehlen. Belegstellenkataster führen nicht zur Philosophie und nicht einmal zu einer historischen Darstellung derselben. Begriffsgeschichte gibt als Kunst der produktiven Lektüre bzw. als starke Interpretation von philosophischen Texten diesen eine Art entfremdeter Lebendigkeit, die sie nicht brauchen. Das Lesen ohne Übersetzungsanspruch, das Verstehen ohne verflüssigenden Meta-Text ist möglich und führt vielleicht auf ein geistiges Leben der holprigen Art, auf Ketten von Umdeutungen und selbst Mißverständnissen, also auf Spannungen, gar Widersprüche. Aber auch dann noch sind philosophische Texte, wenn sie eben nicht begriffsgeschichtlich funktionalisiert sind, interessant zu lesen, nicht zuletzt wegen der Schwierigkeit des Nachvollzugs. Allerdings geht der Ehrgeiz der Begriffshistoriker meist dahin, die philosophische Rekonstruktion aus dem Text auszuheben, sie über ihn zu erheben, als ob es darum ginge, für die Philosophie selbst nützlich zu sein. Aus dieser Kultur auszusteigen ist schwer, eine durch kanonische Schriften gestützte Bildungstradition abzustreifen fast unmöglich, auch wenn man das *Historische Wörterbuch der Philosophie* dem baldigen Vergessen anheimstellt.

So bleibt vielleicht nur noch die Möglichkeit, Begriffsgeschichte als eine unvollständige Kunst aufzufassen und deren permanente und grundlegende Einbettung in etwas zu fordern, was man entweder Geistesgeschichte oder Intellectual History nennen kann. Mit dem Stichwort Geistesgeschichte ist eher an das Denken einer Epoche, einer Zeit, oder auch an das erinnert, was Dieter Henrich einen Denkraum nannte. Es geht um das Gewicht der Wörter, um ihren Klang und Widerhall, um ihre metaphorische Reichweite, nicht nur um ihre definitivische Triftigkeit. Mit dem Stichwort der Intellectual History ist eine radikale Individualisierung gemeint, die begriffliche Entwürfe generell als literarische behandelt. Philosophen, Denker und Dichter sind insofern intellektuelle, als sie sich schriftlich ausdrücken und daran gemessen und erkannt werden wollen. Eine Intellectual History wäre also eine Art geistiger Rekonstruktion eines Sprach- und Denkszusammenhangs, der eben nicht getrennt werden darf von den historischen Operationen und Strategien der Autorperson – die selbst wiederum nicht biographisch analysiert wird, sondern als geistige Existenz behauptet bleibt. Aus der Sicht eines »Intellectual Historians« ist die Philosophie

eine besonders komplizierte Art von Literatur, die zugleich eigene Traditionen gebildet hat und weiterhin bildet.

Intellectual History in diesem Sinne wäre vielleicht geeignet, die Begriffsgeschichte im Ansatz zu dislozieren. Es soll ja, gegen die Anmaßungen und Gewalttätigkeiten der Übersetzung, nicht darum gehen, die Begriffe an Autoren zurückzugeben, als ob diese bestimmte Regionen der Sprache und der Wörter besetzt hätten. Aber gerade wenn es um ein eher überindividuelles Verständnis bestimmter Grundtermini unserer wissenschaftlichen und philosophischen Denkungsart geht, steht zugleich die Sprachfähigkeit von Begriffen, die Anerkennung ihrer Existenz in einer sinnvollen Rede zur Debatte. Begriffsgeschichtliche Konstruktionen sind, gerade wenn sie erfolgreich durchgeführt werden, immer Zerstörungsakte der ursprünglich literarischen Valenz des philosophischen Ausdrucks. Große Denker lassen sich nicht in die Summe der von ihnen definierten Begriffe auflösen. Es ist die Griffigkeit ihrer Texte, der Zwang zum Denken, der vom Lesen selbst ausgeübt wird, noch bevor es sich des Textes methodisch bemächtigen kann. Diese Dimension des konsistenten Denk- und Ausdruckszusammenhangs will Intellectual History rekonstruieren. In der Sprache Schleiermachers heißt das, jenseits des grammatischen ein technisches Verständnis von Begriffen zu erreichen.

Im technischen Verständnis werden auch die Beziehungen der überlieferten Texte untereinander rekonstruierbar, ohne daß man sie in die künstliche Sprache der historiographischen Verflüssigung versetzt. Wer Verhältnisse zwischen Schriften und Autoren im Modus der Inkompatibilität beschreiben will, muß den originären Prozeß der philosophischen Artikulation, die Umdeutung bestehender Termini, ernstnehmen. Geschichtliches Verstehen entstünde dann nicht daraus, daß Differenzen minimiert, sondern daraus, daß sie maximiert werden. Die von Dieter Henrich angestoßene, allerdings an der Episode des Deutschen Idealismus allein exemplifizierte »Konstellationsforschung« könnte diese Leistung bringen, insofern sie das Denken in konkurrierende und zugleich kompossible Sprachspiele verteilt. Marcelo Stamm und Martin Mulsow haben diese Vorstellung methodisch entwickelt und dabei das zugrundeliegende dramatische Moment nicht unterschlagen, das in der auf geistige Verhältnisse bezogenen Rede von der Konstellation innewohnt: Autoren sind wie *dramatis personae* nicht ineinander auflösbar.

Zuletzt bleibt an Gilles Deleuze zu erinnern, der nicht nur begriffsgeschichtlich geleitete Interpretationen von philosophischen Werken vorgelegt hat, der auch die Rede von der Begriffsperson erfunden hat, in der die Individualität philosophischer Texte zum Ausdruck kommen soll. Diese Texte selbst geben, folgt man Deleuze, keine flüssige Rede, sondern erregen in den Lesern das Verlangen danach. Anders als seine philosophiehistorischen Lehrer – allen voran Martial Guéroult – hat Deleuze sich zeitlebens geweigert, der genauen Nachzeichnung sprachlicher Komposition in den philosophischen Texten ausführlichen Ausdruck zu geben, wohl aber hat er die Spannungen in den philosophischen Texten

zum regierenden Prinzip seiner Auslegungen gemacht. Und er hat vom Stottern gesprochen, das die Sprache selbst voranbringt – nicht das Stottern *mit* Sprache, sondern das Stottern *der* Sprache, das beim Lesen stört – und das der Begriffshistoriker durch permanente Übersetzung vergessen machen will.

INHALT

<i>Riccardo Pozzo und Marco Sgarbi</i> Eine Typologie der Formen der Begriffsgeschichte	7
DIE GESCHICHTE DER BEGRIFFSGESCHICHTE	
<i>Walter Tinner</i> Das Unternehmen <i>Historisches Wörterbuch der Philosophie</i>	19
<i>Matthias Kemper</i> Der Problembegriff der Philosophiegeschichtsschreibung. Zum problem- geschichtlichen Geschichtsverständnis Wilhelm Windelbands	15
<i>Jean Grondin</i> Gadamer und die Metaphysik	43
<i>Frank Beck Lassen</i> »Metaphorically Speaking« – <i>Begriffsgeschichte</i> and Hans Blumenberg's <i>Metaphorologie</i>	53
BEGRIFFSGESCHICHTE UND DIE POLITISCHE PHILOSOPHIE	
<i>Merio Scattola</i> Begriffsgeschichte und Geschichte der politischen Lehren	71
<i>Kari Palonen</i> Der Parlamentarismus als Begriff	91
BEGRIFFSGESCHICHTE UND PROBLEMGESCHICHTE	
<i>Carlos Spoerhase</i> Dramatisierungen und Entdramatisierungen der Problemgeschichte	107
<i>Ulrich Johannes Schneider</i> Über das Stottern in Gedanken. Gegen die Begriffsgeschichte	125
<i>Maurizio Ferraris</i> Social Ontology and Documentality	133

<i>Martin J. Burke</i> Histories of Concepts and Histories of Ideas, Practices and Prospects	149
<i>Massimo Marassi</i> Feld-Begriff und Problemgeschichte	163
<i>Riccardo Pozzo</i> The <i>Studium Generale</i> Program and the Effectiveness of the History of Concepts	179
<i>Marco Sgarbi</i> Umriß der Theorie der Problemgeschichte	185

Riccardo Pozzo · Marco Sgarbi

Eine Typologie der Formen der Begriffsgeschichte